Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 8

Artikel: Lebensdrang [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635483

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8
XVI. Jahrgang
1926

Bern
20. Februar
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 31 42); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 33 79)

Einmal laß die Zügel schießen!

Von Reinh. Volker.

Einmal laß die Zügel schießen!
Laß dir kraus die Flügel sprießen!
Einmal pfeif auf Bann und Zunft.
Schlag ein Schnippchen der Vernunft!

Pfeif auf Posa! Pfeif auf Tasso!
Schwing dich auf zum Chimborasso!
Spring von dort bis in den Mond.
Wo das Mondkalb närrisch thront!

Fern von Käfig und Galeere,
Frei von aller Erdenschwere,
Ueber Grauen, Gram und Gruft
Wiege dich in blauer Luft!

In des höhern Blödsinns Wagen
Laß dich zu den Sternen tragen!
Die Philister steh'n zu Hauf,
Sperren Mund und Nase auf . . .

Lebensdrang.

8 Roman von Paul Ilg. (Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

‚Der schnöde Hausvogt müßte verschwinden vom Erdboden, dann wäre alles gut!‘ dachte Martin mit Schaudern. Er wandte sich schnell ab von seiner Herrin, wie wenn ihm der höllische Gedanke an der Stirn geschrieben wäre. Es half ihm auch wenig, daß er sich innerlich zur Wehr setzte gegen diese Vision, die mit einem Schlag den Vorhang der Seele zerriß und dem zaudernden Blick die blendenden Schätze aufdrängte, die der Moloch bewachte. Auf einem goldenen Triumphwagen raste daher die Göttin der Gelegenheit mit ihrem frechen Dirnenlachen, in der Hand die schneidige Klinge, das Werkzeug des Mörders. „Versuch's mit mir, du wirst es nicht bereuen!“ lachte das wilde Weib. Der Dolch lag zu seinen Füßen.

„Entsetzlich!“ entfuhr es der stockenden Brust des Jünglings, in dessen glühendem Hirn der Gedanke deutliche Gestalt nahm. Es war ihm, als spannte sich seine Hand um den Dolchgriff, als sei ihm das Gesicht zur ewigen Qual ins Herz gebrannt, bis er sich durch die grause Tat davon befreien würde.

Frau Klara, die nicht ahnte, in welcher Wildnis seine Gedanken herumjagten, sprach erregt weiter und drohte im Notfalle die Gerichte gegen ihren Mann anzurufen.

„Ich muß jetzt gehen! Adieu —“ sagte Martin, dem der Schweiß auf der Stirne stand. Dann machte er sich schnell davon.

Was war denn das? Warum ging er, der sie sonst immerzu bestürmte und überschüttete mit Liebkosungen, auf einmal kurz und kalt hinaus? Nachdenklich schritt sie hinüber in ihr Ankleidezimmer; es war Zeit, sich fürs Geschäft zurechtzumachen. Sie begann etwas verstimmt ihr Morgenkleid auszuziehen, die flüchtig gesteckten Haare aufzulösen, deren schwarze, schillernde Flut sich an der blanken Schulter teilte, so daß eine Strähne über die linke Brust herabfiel, einer züngelnden Schlange gleich.

Mit gerötetem Gesicht, zitternd vor Scham über ihre Schamlosigkeit, betrachtete sie sich eine Weile im Spiegel. Das Tageslicht fiel scharf auf Klaras hüllenlose Gestalt und malte schalkhaft einige flimmernde Scheibchen drauf. Schön, schön war sie. Die siegreichen, unterjochenden Formen erfüllten sie mit stolzer Genugtuung. Die Haut konnte die Jüngste, Schönste nicht geschmeidiger haben, die Brüste waren straff und voll, die Zähne heil und weiß.

Ein überströmendes Lustgefühl, kraus vor Lebenskraft, trieb ihr Glücktränen in die Augen im Bewußtsein ihrer Macht und Schönheit. Die begehrlich bewundernden Blicke ihrer Gäste tanzten einen Reigen vor ihrer trunkenen Seele. In aller Augen las sie ja einen und denselben Wunsch: schenke mir deine Gunst! Nein, Gott bewahre, ihre Zeit war noch nicht vorüber. Eben hatte die unter so vielen ungelebten Jahren begrabene Jugend die Decke gesprengt. Nun war sie gleich einem Apfelbaum, der im Herbst noch rosige Blüten treibt.

Oh, wie hatte sie's nur zuwege gebracht, so viele Jahre

in einer schmerzvollen Entsagung zu beharren! Wem war denn nun diese grausame Sucht zustatten gekommen?

„Mein Gott!" jammerte sie, „es ist ja wahr, ich habe mich ganz nutzlos geopfert! Ich wäre dem Kind keine schlechtere Mutter gewesen, wenn ich meine Nächte nicht durchhärmt, die Jugend nicht vertrauert hätte!"

Der Mann war gelassen seine eigenen Wege gegangen. Ihn schien weder ihre Verachtung noch die Entziehung ihrer Liebe je beunruhigt zu haben. Dagegen machte er einen lauten Spott aus ihrem törichten Martyrium und sagte es ihr ins Gesicht: „Zur Heiligen langt's ja doch nicht, herunter mit der Larve!"

So traurig gemahnt von den Geistern ihrer verlorenen Jugend, warf sich Klara allen Stolzes bar auf ihr Lager hin und weinte — ein echtes Erdenkind — den schwerverbüßten Zeiten nach.

Gegen Abend wurde Emmi Maag erwartet, die „junge" Sichelwirtin, wie sie der Vater den Stammgästen ankündigte, um seine Frau zu ärgern. Der Spekulant Maag saß am runden Tisch, einem unbeholfenen Bauer gegenüber, mit dem er einen Handel vorhatte. Ohne auf dessen Einwendungen zu achten, füllte er zwei Gläser mit seinem gelobten Leibwein, „Sassella" geheißen, und trank dem Zögernden zu.

„So eine Sorte löst die Zunge. Geschäfte im Trokkenen gibt's bei mir nicht, man kommt so schneller vorwärts. Also, wie gesagt: die sechzigtausend biet' ich vorneweg. Das ist nobel bezahlt, nobel, Papa Furrer. Für so 'n Fetzen Land, was?"

Die Hälfte seiner Reden verschluckte Maag zugleich mit den guten Bissen seiner Vespermahlzeit. Er hielt viel auf erlesene Speisen und hatte ein altes Sprichwort, das ihm zu wenig sagte, auf seine Weise verbessert: „Ein guter Bissen ist ein gutes Ruhekissen."

„'s geht gewiß nicht so billig. Das wär' ja 'n gefundene Fre— hm, nix für ungut, Herr Maag!" meinte der Bauer gutmütig grob. Er war eigentlich nur in die berüchtigte Höhle des Löwen gekommen, um einmal zu hören, wie er brüllte, was man ihm, dem Bauer, für Haus und Hof bieten möchte. Aber schon hatte ihn die Habgier sowie der genossene Wein um die gute Vorsicht betrogen.

Maag machte eine ungeduldige Bewegung, wischte sich den Mund und stocherte ungeniert, angestrengt in den Zähnen.

„Schon gut, Mannle. Nur — die Sach' ist die, ich hab' heut noch anderes vor als Euern Hammel fettzumachen." Damit erhob er sich breitspurig und trat vom Tisch weg, als hätte er mit dem Bauer nichts weiter zu schaffen.

Ulrich Maag war das typische Beispiel eines Parvenus. Die atemlose Hast und Jagd nach Gewinn, die sich nicht mehr Zeit läßt zu fragen: Wozu? und niemandes Wohl im Sinne trägt, sondern alles zwecklos auf einen Haufen wirft; dieser irrsinnige Erwerbstrieb, die Sucht des „reichsten" Mannes — hatte Maag zu dem gemacht, wofür er allgemein galt: zum anrüchigen Millionär.

Auf seine Person kam wenig Achtung und Liebe, wohl aber Furcht, Neid, Haß und Abscheu. Umgekehrt verachtete er seine ganze Umgebung und bemühte sich um keiner Leute Gunst außerhalb seiner Geschäftsinteressen. Die bizarre Herzensbeschaffenheit gelangte im Aeußeren dieses Menschen gewissermaßen zur Anschauung, doch der Eindruck entzog sich jeder Beschreibung. Der kleine, runde, stets kurzgeschorene Kopf paßte nicht auf den breitschulterigen, fettleibigen Körper. Eine immer spielende rohe Mimik hatte sein fleischiges Gesicht verrunzelt und den gleich giftigen Insekten in der Höhle zurückliegenden Augen eine beängstigende Unstetheit verliehen. Die Nase war unförmig breitgedrückt, der Schnurrbart borstig, ungepflegt, die Haut gelblich fahl, das Kennzeichen der Nierenkranken — die Farbe der Hoffnung für seine Gattin.

Diesen Mann fürchtete man schon von Angesichts wegen. Auch der Landwirt Furrer aus Wipkingen unterlag diesem Eindruck. Nachdenklich, etwas erstaunt über den schroffen Abbruch der Verhandlungen, schlürfte er von dem schweren Veltliner Wein, um sich wenigstens daran schadlos zu halten. Er wog prüfend Schluck für Schluck auf der Zunge und ließ den ungewohnten Saft mit Behagen durch die Kehle rinnen. „'n rassiger Tropfen, Sakrament, Sakrament!"

Zuweilen sah er hinüber zum Büfett, wo Maag mit seiner Frau zu plänkeln versuchte. Sie las, und er grinste spottlustig auf sie nieder.

„Du bist jetzt mit einemmal so auf Bücher versessen, schöne Frau? Auf Liebesgeschichten? Das wird ja 'n richtiger Nachfrühling, wie ich merke!"

Frau Klara faßte so viel Geringschätzung in ihre Miene als sie aufbieten konnte und sagte: „Es geht dir scheint's nicht recht nach Wunsch bei deinem Handel, da kannst du die Galligkeit wieder nicht verwinden, gelt?"

Ihm schien es recht wohl zu behagen, daß sein Hohn auf empfindliche Saiten fiel. Er lachte selbstgefällig in sich hinein und kramte eifrig nach andern Sticheleien. Schließlich wandte er sich gehässigen Mutwillens an einige Studenten, die ihr leichtes Geschütz auf die Kellnerin spielen ließen.

„Aufgepaßt, meine Herren! Ich muß Ihnen etwas ans Herz legen. Also jetzt, wo meine Frau so viel Geld für Putz ausgibt, rein, um Ihnen zu gefallen, also da kann ich nicht zugeben, daß Sie bloß der Marie den Hof machen. Ist etwa meine Alte keine schöne Frau? Wer mir dagegen ein Wort sagt —"

Einer der Studenten meinte: „Sie hätten allerdings längst Ihre Hörner verdient, Herr Wirt, denn erstens sind Sie nicht so schön wie Ihre Frau Gemahlin —"

Darüber erhob sich ein zustimmendes Gelächter, woran sich auch Maag künstlich beteiligte.

„Ach, du meine Güte!" rief er mit einer witzigen Grimasse, „meine Frau? Was glauben Sie? Ob die sich was abgehen läßt? Hä? Ich wette, die hat schon lange ihren Coeurbuben!"

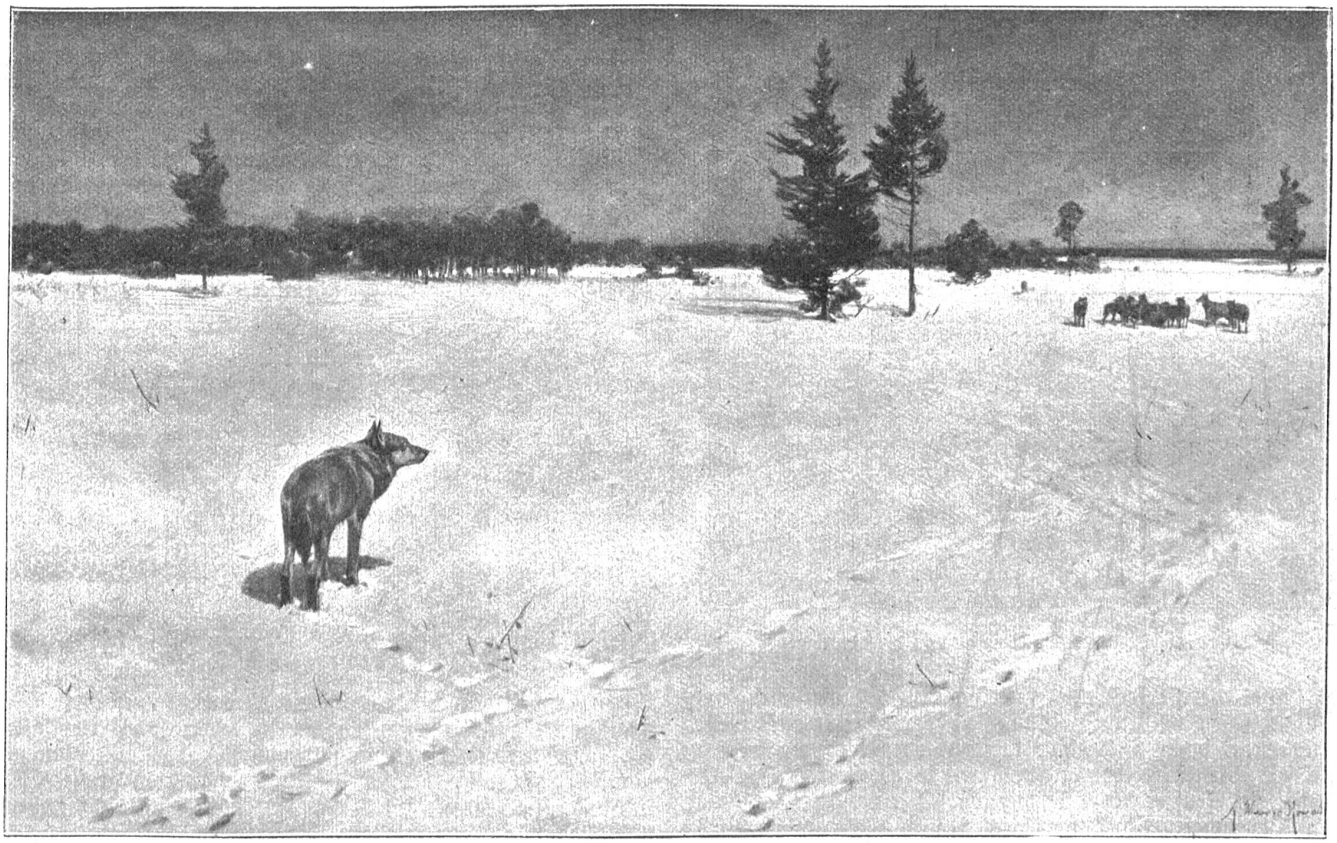
„Zur Ordnung!"

„Ein sehr zartfühlender Gatte!"

„Das ist stark!" tönte es durcheinander.

„Er hat noch nie gewußt, was Anstand ist!" sagte Frau Klara, die nur zu oft vergaß, daß Gleichmut die einzige Waffe war, deren sie sich gegen ihren Mann bedienen durfte.

Aber Maag liebte es, solche Späße auf die Spitze zu treiben. „Warum denn nicht? Ich habe ja nichts dagegen. Sie ist jung geblieben, ich bin alt geworden! Hei da, Maidle!" wandte er sich lachend, johlend an die Kellnerin,



Im Februar. — Nach einem Gemälde von Alfred von Wierusz-Kowalski.

„die Gitarre her! Aufgespielt! Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht —"

Der Wipkinger Bauer hatte sich inzwischen ganz in sich selbst zurückgezogen. Im Grunde war er gar nicht entmutigt von Maags Anerbieten. Nicht ganz um die Hälfte hatte er vor Jahren sein Anwesen gekauft, zu einer Zeit, als Zürich noch ein Winkelstädtchen genannt wurde. Inzwischen war ihm die Häusermasse, das Rattern und Tosen wie eine Flut immer näher gekommen. Der eine und andere seiner Nachbarn waren dem Andrang bereits gewichen. Da und dort erhoben sich städtische Bauwerke, Fabriken dampften und stampften in der Nähe. Unheimlich schnell für den Bauernverstand wuchs die Stadt über ihre altgewohnten Grenzen hinaus. Man wisperte freilich mancherlei von einer bevorstehenden Sündflut über die lärmende, aufgeblasene Industrie, die spekulative Handelswelt, die, anstatt einem soliden, ansässigen Gewerbe, einem gefährlichen Scheinwesen, allerlei schmarotzenden Zuzüglern emporhalf.

Der Landwirt Furrer brauchte indessen nur mit der günstigen Veräußerung seines Besitztums zu rechnen. Schon öfter hatte er sich nach einem größeren Bauerngut umgesehen, denn Bauer war er im Grunde seines Wesens, und nicht nur am Gewande trug er den herben Erdgeruch. Nein, er mußte eine Scholle sein eigen nennen, darauf sich ungestört hantieren ließ — nach Bauernart.

„Also fort von dieser Pflasterei, weiter ins Land hinein!" entschied er bei sich. Er war von diesen Gedanken so mitgenommen, daß er die befohlene Aufmerksamkeit der Kellnerin, die sein Glas immer wieder nachfüllte, kaum bemerkte.

„'n rassiger Tropfen, Sakrament, Sakrament!"

Da setzte sich Maag wieder zu ihm.

„Die Verträge sind schon unter der Feder, Herr Furrer. Braucht nur noch ja und amen zu sagen. Was mich betrifft" — das sagte er gähnend, überdrüssig — „ich geh' um keinen Heller höher. Kurz und bündig! Das ist so meine Methode. Prost, Papa Furrer. Na, wie steht's?"

Der Bauer schüttelte den Kopf und streckte, während er trank, wie abwehrend eine Hand vor. Maag verhielt sich von der Seite her unbemerkt scharf beobachtend.

„Es ist eben doch nur 'n Fetzen, Euer Gütle. Wie groß mag's sein? Ich denk', so bis achtzigtausend Schuh, hä? Oder sind Urkunden da... Vermessungsurkunden?"

Furrer wurde erst verdrießlich, dann waghalsig. Bah, er konnte wohl einige tausend Schuh hinzulügen, um des Spekulanten Kauflust zu kitzeln! „Deswegen wird das Land weder größer noch kleiner!" beschwichtigte er stillhin seine Bedenken. Die Käufer hatten auch ihre Kniffe. So erklärte er mit tunlichster Frechheit: „Natürlich sind sie da. An die hundert — oder was sag' ich hundertzwanzigtausend Schuh sind's, wohlverstanden! Und unter „Siebzig" tu' ich's nicht. Gott straf' mich!"

Auf und ab schreitend verlor sich der Spekulant in Berechnungen. Er war sicher, daß der Bauer übertrieb. Mit Vorsatz natürlich. Das Grundstück maß höchstens neunzigtausend Schuh, wie er wußte. Aber der Bauer besaß noch zwei Stück Rebland, die er hartnäckig vom Verkauf ausschloß, und Maag überlegte bereits, wie er es anstellen solle, die bäuerliche List zu übertrumpfen. Laut bemerkte er: „Ja, von Siebzig kann keinenfalls die Rede sein! Aber wenn es sich so verhält mit dem Maß, wie Sie sagen —"

(Fortsetzung folgt.)